

Der einsame letzte Moment

DIE ZEIT NACH CORONA Der Tod wird seit dem Industriezeitalter verdrängt, mit der Pandemie kehrte er ins Bewusstsein zurück. Sterben und Trauer fanden aber oft erst recht isoliert und einsam statt. Der Raum dafür wurde ein digitaler. In der vernetzten Welt beginnt eine neue Annäherung an den Tod.

VON HANS BÖLLER

Die Enkelkinder wussten, dass ihre geliebte Oma sehr krank war. Als das Sterben begann, waren sie mit der ganzen Familie, dabei. Der toten Oma näherten sie sich dann ganz langsam, sie waren sechs und acht Jahre alt, sie hatten noch nie eine Tote gesehen. Sie weinten. Sie sahen, dass die Erwachsenen auch weinten. Sie gingen in den Garten und pflückten Blumen, sie legten die Blumen aufs Totenbett, in Omass Hände, um ihren Kopf herum.

Ein vollendetes Leben – dieser Gedanke war ein starker Trost beim Tod der eigenen Mutter, ohne diesen erlebten Tod hätte etwas gefehlt, ihrem Leben, dem eigenen, dem der Enkelkinder. Der Tod ist die sicherste Gewissheit im Leben, aber er ist auch eine verdrängte Gewissheit. Im Bekanntenkreis gab es Menschen, die das entsetzlich, sogar empörend fanden: Kindern den Tod zu zeigen. Wie kann man nur.

Der Tod findet oft im Verborgenen statt, acht von zehn Menschen hienzulande sterben in Kliniken, Heimen und Hospizen. Eine Kontrolle des Todes nennen das die Sozialwissenschaften, eine Technisierung, der Weg vom Sterbebett zur letzten Ruhe liegt in der Hand von Spezialisten, von Ärzten, Pflegekräften, Bestattern, Pfarrern, Trauerrednern. Tod und Trauer sind schon seit dem späten 19. Jahrhundert keine öffentlichen Angelegenheiten mehr.

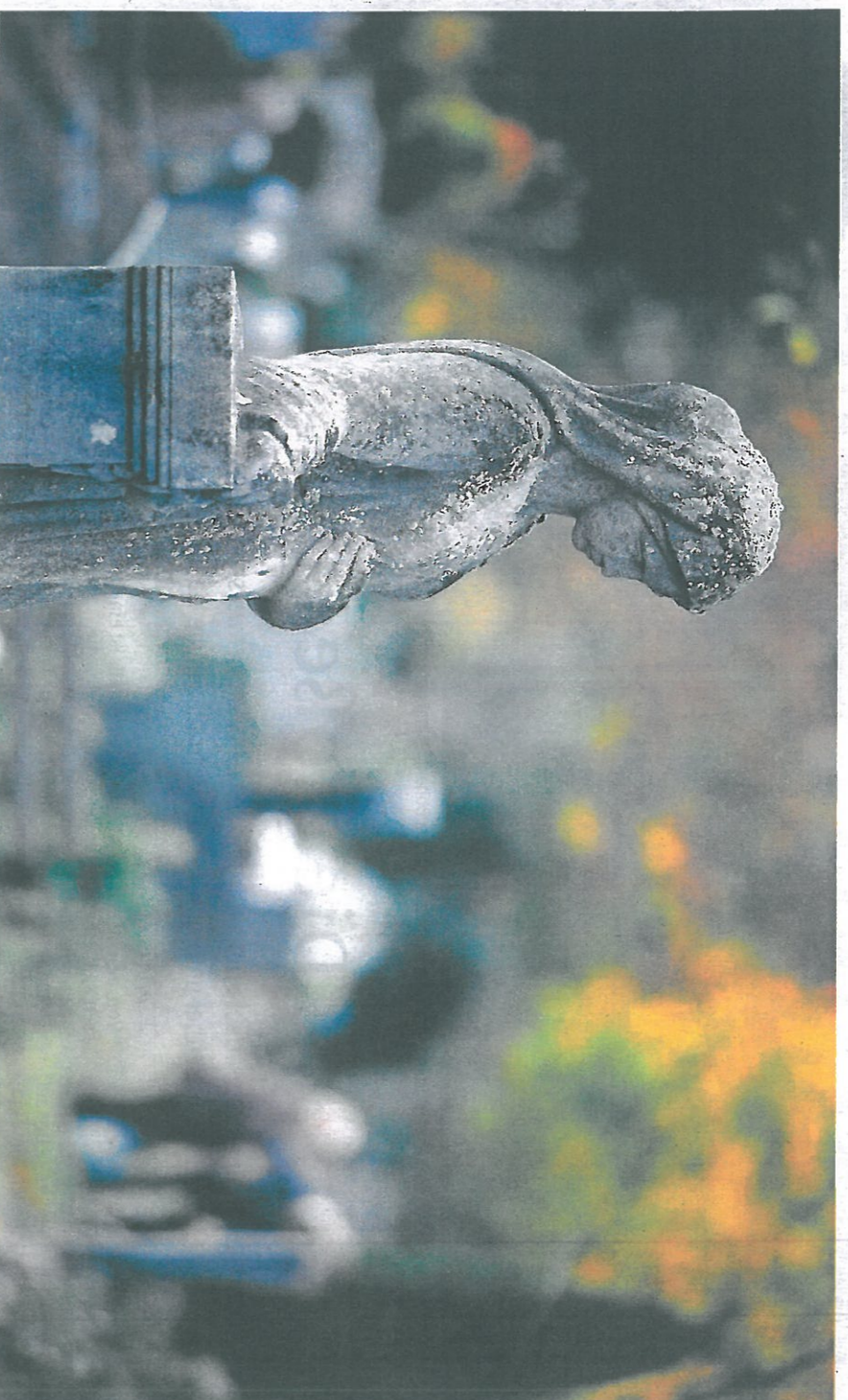
Das Industriezeitalter formte von Anonymität geprägte urbane Gesellschaften, der technische und medizinische Fortschritt und Jahrzehnte des Friedens haben die Lebenserwartung seither mehr als verdoppelt. Noch im Jahr 1875 lag sie für Männer im Deutschen Reich bei gut 35 Jahren, für Frauen bei 38 Jahren. Der Tod rückte in immer weitere Ferne.

Dass jeden Tag viele Menschen sterben – in Deutschland sind es im Schnitt rund 2500 –, kehrte erst mit der Corona-Pandemie wieder ins Bewusstsein zurück. Auf einmal gab es exakte Zahlen, tatsächlich jeden Tag, die Zahlen der an Covid-19 Erkrankten, die der Toten. Und es gab die Bilder dazu, Bilder vom Sterben aus den Kliniken, Bilder von Särgen, von trauernden Menschen – Bilder, die man sonst nur aus dem Nahen Osten und von anderen Kriegsschauplätzen kannte oder nach Unglücken sah, meistens auch in weiter Ferne.

Jetzt war und ist der Tod ganz nah, Tag für Tag, überall. Ist der Tod zurück im Leben? Ja, sagt Angela Hörschel-

mann, einerseits. Das „Interesse am Tod, am Sterben“ sei aber nur vorübergehend größer gewesen, mit dem „Massenphänomen Corona“ habe es wieder nachgelassen. Irgendwann, sagt die Sprecherin des Deutschen Hospiz- und Palliativverbands, waren alles nur noch Zahlen. Ob die Pandemie die Auseinandersetzung mit dem Tod, die Sorge ums Sterben, verändern könnte, lasse sich noch nicht einschätzen.

Wer in den seit März 2020 vergangenen Monaten mit Palliativmedizinern, Seelsorgern oder Vertretern von Sozialverbänden redete, wurde sich der Ambivalenz der Situation erst richtig bewusst. Der allgegenwärtige Tod wurde ja noch mehr isoliert als ohnehin schon, Kliniken, Heime und Hospize blieben für Besucher geschlossen, man sah die Bilder verzweifelter alter Menschen, die, vielleicht erstmals in ihren zu Ende ge-



Sterben, Tod und Trauer, in den Pandemie-Monaten war das so gegenwärtig. Corona könnte den Umgang damit verändert haben.

henden Leben, Computer zu bedienen versuchen, um ihre Liebsten wenigstens virtuell zu sehen. Die relative Fremdheit des Todes verunsichert viele Menschen, sie wissen oft nicht, wie sie Kranken begegnen oder mit Trauernden reden sollen – und im Lockdown war das dann oft gar nicht erst möglich. Es wurde eine doppelte Isolation für Sterbende und Trauernde, zur seelischen Kam, mit den Kontaktsperren, die physische.

„Das war grausam, furchtbar“, sagt eine erfahrene Palliativmedizinerin, aber, auch wenn das jetzt hart klingt, für manche war es bequem. Sie begegne „immer wieder Angehörigen von Schwelkranken, die der Situation lieber ausweichen, wenn sie das können“, und in der Pandemie sei das „ja der Normalfall gewesen, so unpassend das Wort klingt“.

Erdöfner hat sich längst ein anderer Raum. Der virtuelle, er ist mit Corona größer geworden. Mit der Pandemie gründete sich zum Beispiel die bundesweite Initiative „Corona-Begleitung“, um „Weg für eine neue virtuelle, digitale und hybride Sterbe-

kultur und Trauerkultur zu bereiten“, wie es heißt; Ziel ist es, „Verbindungen zwischen Menschen neu zu schaffen, wo sie abgerissen sind“. Trauer 2.0, Trauer mit emotionalen Sicherheitsabstand sozusagen.

„Viel“ heißt ein Projekt des Malteser-Hilfsdienstes, es soll „die Auseinandersetzung mit dem Tod eines nahen Menschen fördern“, Trauerberater der Malteser stehen dafür online zur Verfügung, rund um die Uhr. Für die Hospiz-Bewegung, „die ja eigentlich Nähe braucht“, wie Angela Hörschelmann sagt, bedeute die Pandemie eine besondere Herausforderung, aber „nicht erst seit Corona ist einiges im Umbruch“. Die examinierte Krankenschwester und Kulturwissenschaftlerin berichtet von teils aus der Pandemie-Not heraus geborenen „erstmalig schönen Online-Projekten“ für schwerkranke Jugendliche: „Hospiz macht Schule“

ist eine Projektwoche in Zusammenarbeit mit Grundschulen – es geht um den Umgang mit Tod und Trauer, mit dem sich Familien oft schwer tun. „Kinder sind interessiert und offen“, sagt Angela Hörschelmann; vielleicht, überlegt sie, führe der Weg über das Netz zurück ins richtige Leben, wenn es um den Tod geht.

Während der Pandemie fiel ihr besonders auf, dass gerade die junge Generation wieder beginnt, über den Tod zu reden, die „Death Cafés“ – Einrichtungen, die zur Auseinandersetzung mit dem Sterben einladen – haben sich etabliert, rund 100 gibt es mittlerweile in Deutschland.

„Letzte Hilfe“ heißt ein weiteres bundesweites Projekt, ins Leben gehen für den Tod, weil „uraltres Wissen zum Sterbeprozess mit der Industrialisierung schleichend verloren gegangen ist“, wie die Initiatoren erklären. Gemeinsam mit Sozialverbänden vor Ort bietet die „letzte Hilfe“ Kurse an, in Nürnberg koordiniert von Stefan Meyer, der Leiter der Hospiz-Akademie. Die Grundidee der rund drei Jahrzehnte alten Hospizbewegung – die Auseinandersetzung mit dem

Sterben niederschwellig in die Gesellschaft zurückzubringen“, so Meyer – sei in den Pandemie-Monaten auf ein verstärktes Interesse gestoßen, digitale Angebote hätten sich dabei bewährt. „Man braucht nicht alles in die Hände von Profis zu geben, Familien, Nachbarnschaften, sorgende Gemeinships können vieles selbst tun“, sagt Meyer, auch in der Region gebe es ein auffälliges Engagement gerade jüngerer Menschen.

Seit 2009 gibt es das zertifizierte Berufsbild der Sterbeammen, sie sind so etwas wie die Hebammen ins Jenseits und überall dort gefragt, wo sich sonst niemand findet für die Begleitung auf dem letzten Weg.

„Das einsame Sterben und das einsame Abschiednehmen sind die größten Auswirkungen der Pandemie“, sagt Markus Pöllinger.

Er begegnet dem Tod ständig, er ist Pfarrer der Sankt-Matthäus-Gemeinde in Vach. Das Dorf mit der schönen Sandstein-Kirche im Mittelpunkt ist ein eingemeindeter Vorort der Stadt Fürth, es ist, mit 13 Bauernhöfen, noch ländlich geprägt, aber auch ein städtisches Quartier mit vielen jungen Familien.

Markus Pöllinger hat einen Mann begraben, der 58 Jahre lang verheiratet war, in den letzten drei Monaten seines Lebens durfte er, isoliert in einer Klinik, seine Frau nicht mehr sehen. „Sehr, sehr traurig“, sagt Pöllinger, sei das gewesen, und er hat auch erfahren, wie schmerzlich es für Hinterbliebene ist, nur eine begrenzte Zahl von Menschen zu Trauerfeiern einladen zu dürfen – eine neue Form der Kontrolle des Todes.

In Vach erlebt es Markus Pöllinger noch, dass Menschen dem Tod „traditionell“, wie er sagt, begegnen, dass sie ihn um eine Haus-Aussegnung bitten. Verwandte, Nachbarn und Freunde kommen dann ans Totenbett zur Andacht, zum Gebet, der Pfarrer spricht den Segen. Manchmal, erzählt Markus Pöllinger, ein ruhiger, einfühlsamer Mann, wird der oder die Verstorbene noch auf dem Hof

offen aufgebahrt. „Das ist natürlich, als einen verstorbenen Menschen zu verstecken“, sagt er. In ländlich geprägten Familien begegnet ihm der Wunsch nach einer Hausaussegnung noch häufiger, „das Leben besteht auch aus Abschieden, und mit einem gut gestalteten Abschied lebt man leichter weiter“, sagt Pöllinger. „Es kann über Jahre quälen, wenn Gefühle unterdrückt werden“. Und gerade Kinder hätten ein ganz natürliches Interesse am Tod, „sie spüren, wie der Tod Erwachsene verändert, sie werden misstrauisch, wenn man ihnen etwas zu verheimlichen versucht“.

Wie der Tod versteckt wird, kann man in der Zeitung nachlesen. Bestattungen fanden – lange, bevor das mit der Pandemie nicht mehr anders möglich war – oft „in aller Stille“ statt, ohne Trauer-

gemeinde, so steht es in Todesanzeigen. Darüber reden möchten auch viele Menschen nicht mehr. „Von Beileidsbekundungen bitten wir Abstand zu nehmen“, heißt es dann – legte.

Die Pandemie, sagt Markus Pöllinger, habe „Hürden aufgestellt, die es begünstigen, dass man sich der Auseinandersetzung mit dem Sterben nicht mehr stellt“. Und es ist, sagt der Pfarrer, ja auch nicht leicht mit dem Tod. „Harte, konfrontierende Fragen“ seien es, die sich „im geschützten Raum“ nach dem Tod eines Menschen stellen, Fragen wie die, „was für ein Vermächtnis bleibt“, das, sagt Pöllinger, „führt in die Tiefe, dafür braucht es Kraft, Ehrlichkeit – es ist anstrengend, auch für den Pfarrer“.

Aber, das ist ihm wichtig, „es ist vor allem lohnend“. Er zeigt ein kleines Köfferchen, eine Art Notfall-Köfferchen, darin bewahrt er den Kelch und die Hostienboxe für ein Heiliges Abendmahl am Sterbebett auf. Eines, sagt Markus Pöllinger, ist der Tod immer gewesen und werde es immer bleiben – „ein heiliger Moment im Leben“.

Der Tod liegt in den Händen von Spezialisten



Foto: Hans Böller